

III. 12.

Gudrun Gill

Friesenheim bei Lahr

Zwei Mädchen auf Betteltour durch Westfalen

*1946 ist sie 16 Jahre alt, lebt in einem Ort 60 km entfernt von **Münster in Westfalen**, mit Onkel, Tante, noch ne Tante, eine Cousine und eine evakuierte Dame aus Aachen. Ihre Mutter war plötzlich gestorben, der Vater damals noch vermisst. Hunger jeden Tag, dann der Einfall, einen Bettelbrief an sehr entfernte Verwandte bei Münster zu schreiben. Die Antwort: eine Einladung, die beiden jüngsten Mädchen machen sich auf den beschwerlichen und gefährlichen Weg per Zug, sie sind auf dem Hof willkommen, werden gut ernährt, und kehren vollbepackt mit Lebensmitteln wieder unter abenteuerlichen Umständen zurück. Geschrieben im November 2003.*

Eine Hamsterfahrt

Man schrieb das Jahr 1946, jenes erste Nachkriegsjahr, in dem es wirklich an allem fehlte. An Essen, Trinken, Kleidung, Brennbarem, Medikamenten, an Schreibpapier, Stiften für die Schule und an Strom - er wurde stundenweise zugeteilt - und langsam fehlte es auch an der Hoffnung, dass sich dieser Zustand noch einmal ändern würde.

Zwar mussten wir keine Bombenangriffe mehr über uns ergehen lassen, und auch das Leid, das sich in ständig wachsenden Seitenzahlen der Tageszeitungen mit nicht enden wollenden Todesanzeigen ausdrückte, in denen zu lesen war: „In stolzer Trauer“ oder „Für Führer, Volk und Vaterland“, hatte ein Ende gefunden, aber die alltäglichen Lebensbedingungen belasteten uns zunehmend schwer.

Wir lebten zu sechst in einer Etagenwohnung: Onkel Joseph, Tante Maria, ihre Schwester, die wir alle Eve nannten, meine Cousine Elisabeth, eine alte Dame aus Aachen - unsere „Einquartierung“ - und ich. Ich war damals sechzehn Jahre alt und hatte nach dem plötzlichen Tod meiner Mutter hier ein Zuhause gefunden. Mein Vater galt zu der Zeit noch als vermisst.

Wir waren immer alle füreinander da, und keiner von uns wäre auch nur auf den Gedanken gekommen, dem anderen etwas wegzunehmen. Im Gegenteil, von dem Wenigen, was wir noch hatten, gab jeder dem anderen das Letzte, wenn der es gerade nötiger brauchte. Vor der Speisekammertür erlitt diese Solidarität allerdings oft einen kleinen Schwächeanfall. Immer wieder ertapten wir uns dabei, dass der, der sich gerade unbeobachtet fühlte, in eben diese Speisekammer schlich, um etwas Essbares zu ergattern.

Tante Maria hatte das wohl bemerkt. Das war auch nicht so schwer, denn bei dem Wenigen, was dort zu finden war, fiel schnell auf, wenn es mal wieder auf „wundersame Weise“ noch weniger geworden war. Eines Tages, als wir uns zum Abendbrot an den großen Tisch in der Küche setzten, kam Tante Maria als Letzte dazu. Sie hatte eine Kordel in der Hand, ging zur Speisekammer, die nur von der Küche zugänglich war, schloss die Türe zu, zog den Schlüssel ab, befestigte ihn an der Schnur und hängte ihn demonstrativ um ihren Hals. Mehr war auch nicht nötig. Ohne dass ein einziges Wort gefallen war, hatten wir begriffen, dass diese Quelle nur noch „legal“ für uns sprudeln würde.

Wieder einmal gingen wir mit knurrendem Magen ins Bett. Elisabeth und ich mussten uns aus Platzmangel eines teilen. Wir waren damit zufrieden. Uns beschäftigte jetzt nur noch, wie wir für die versiegte Quelle einen Ersatz finden könnten.

Es war aber Onkel Joseph, dem dann auf einmal etwas einfiel, das uns alle aus dem Häuschen brachte. Er erinnerte sich plötzlich an sehr, sehr weit entfernte „Verwandte“, die irgendwo im tiefen Münsterland einen großen Bauernhof hatten. Ein knurrender Magen macht eben erfinderisch. Um wie viele Ecken diese „Verwandten“ wirklich verwandt oder nur angeheiratet waren, interessierte keinen.

Noch am selben Abend schrieb Tante Maria schweren Herzens einen „Bettelbrief“. Wir saßen alle zusammen um einen runden Tisch im Wohnzimmer, und jeder machte das, wozu er gerade Lust hatte. Es wurde gelesen, geschrieben, gestrickt, gestickt, gehäkelt, und in einer Ecke wurde sogar manchmal Skat gespielt. Keiner fühlte sich dabei durch den anderen gestört. An jenem Bettel-Brief-Schreibe-Abend aber betätigten wir uns alle als Briefsteller, so als wollte jeder seinen Beitrag zum eventuellen Erfolg leisten. Das Wunder geschah. Die Post hatte funktioniert, der Brief war angekommen, und wir erhielten sehr bald eine Antwort.

Wieder und wieder lasen wir diesen Brief, in dem wir zu einem Besuch eingeladen wurden, um uns mal richtig satt zu essen. Wer nun aber mit wir genau gemeint war, wussten weder wir selbst noch die „Verwandten“ so richtig. Um nicht unverschämt zu erscheinen, beschloss der „Familienrat“ nach langem Überlegen, dass nur Elisabeth und ich, also die Jugend, sozusagen als „Bettelschwestern“ auf die Reise gehen sollten.

Es war Sommer, als wir eines frühen Morgens unser Abenteuer starteten, und uns bei strahlendem Sonnenschein mit leeren Taschen auf den Weg zum Bahnhof machten, um einen Zug nach Münster in Westfalen zu erreichen. Das war gar nicht so einfach. Es gab zwar einen Fahrplan, aber welcher Zug richtete sich schon danach? Dass bei dieser Reise noch vieles gar nicht so einfach sein würde, wussten wir zu dem Zeitpunkt, Gott sei Dank, noch nicht.

Es fing gleich damit an, dass damals ein Zug zur Personenbeförderung nicht unbedingt ein Personenzug sein musste. Das war man gewohnt und empfand es schon als eine Freude, wenn überhaupt einer kam.

Noch war Zeit kein Geld, und so warteten wir geduldig, bis wir dann in einen langen Güterzug einsteigen durften. Zu unserem Erstaunen war er gar nicht überfüllt und fuhr tatsächlich bis Münster Hauptbahnhof. Bis hierhin hatten wir es also ohne besondere Vorkommnisse geschafft. Jetzt lagen ungefähr noch zwanzig Kilometer vor uns, und es schien, dass sie schwerer zu bewältigen wären als die circa sechzig bis Münster.

Wir hatten längst gelernt, zu improvisieren, und zogen einfach auf Schusters Rappen los. Vereinzelte Militärkontrollen der englischen Besatzungsmacht konnten uns nichts anhaben, zumal unsere „Hamstersäcke“ noch leer und unsere Papiere in Ordnung waren. Es wurde uns aber plötzlich bewusst, was da auf dem Heimweg, mit hoffentlich gefüllten Taschen, noch auf uns zukommen könnte. An diese Art von Problemen hatten wir überhaupt nicht gedacht.

Jetzt aber waren wir ja erst einmal auf dem Hinweg und hatten inzwischen die Innenstadt von Münster hinter uns gelassen. Wichtig war nur, weiter zu kommen, und das gelang uns entgegen unseren Befürchtungen auf eine damals meistens „bevorzugte“ Weise von A nach B zu reisen, nämlich per Anhalter. Welcher Bauer ließ schon gerne zwei junge Mädchen so einfach am Straßenrand stehen. Auch einige englische Militärfahrzeuge hielten - mit welcher Absicht auch immer - eingestiegen sind wir aber nicht.

Endlich kamen wir gegen Abend müde und mit knurrendem Magen auf dem Bauernhof an, der in unserer Phantasie schon zu einem Schlaraffenland geworden war. Wir mussten uns einen ordentlichen Ruck geben, um an den ersten Ställen vorbei über die Tenne ins Haus zu gehen. Von der Bäuerin wurden wir in westfälischer Schlichtheit herzlich begrüßt. Es war Abendbrotzeit, und der Duft von Bratkartoffeln mit Speck, der für uns schon fast etwas Antiquarisches hatte, ließ uns das Wasser im Munde zusammenlaufen. Die Zeit bis zum Abendessen reichte gerade noch, schnell die Hände zu waschen, und schon saßen wir mit allen anderen am langen Tisch auf der Tenne.

Alle anderen, das waren die Bäuerin und der Bauer mit ihren sechs, zum Teil schon erwachsenen Kindern, Knechte und Mägde, eine einquartierte Familie aus Lettland mit fünf Personen, und nun auch noch wir beide. Als der Teller mit den Bratkartoffeln vor uns stand und wir die ersten Bissen auf der Zunge hatten, glaubten wir uns in einem Traum. Elisabeth trat mich unterm Tisch ganz unauffällig und sagte so leise, dass es niemand hören konnte: „Kneif mich mal, das kann doch alles gar nicht wahr sein!“ Es war kein Traum, aber es sollte ein Alptraum werden.

Unser Magen, der an so etwas nicht mehr gewöhnt war, rebellierte bald, und die ganze Nacht rannten wir zwischen unseren Betten und dem stillen Örtchen, das ein ganzes Stück weit weg war, beinahe um die Wette hin und her. Am nächsten Morgen war uns noch so schlecht, dass wir neidlos zusehen konnten, wie andere Schinkenbrote aßen und wir mal gerade Pfefferminztee mit Zwieback runterkriegten. Die

Bäuerin sah uns mitleidvoll an und meinte nur: „Das gibt sich wieder. Ihr bleibt ein paar Tage hier und werdet erstmal gesund“.

Das wurden wir, und schon bald stellte sich unser Heißhunger wieder ein. Endlich konnten wir das „Schlaraffenland“ genießen. Nicht zuletzt auch, weil unser Gewissen inzwischen weitgehend geläutert war. Wir konnten nämlich klären, dass das mit der „Verwandtschaft“, wenn man es sehr wohlwollend betrachtete, gerade noch zu vertreten war. Wir machten uns, so gut wir konnten, nützlich, fuhren frühmorgens auf dem Pferdewagen mit aufs Feld und freuten uns schon, wenn der Korb mit dem Vesper gebracht wurde. Jetzt schmeckten uns die Schinkenbrote so gut, dass wir darüber sogar den Sonnenbrand vergaßen, den wir uns bei der Feldarbeit geholt hatten. Wenn wir uns dann abends wieder an den besten Bratkartoffeln der Welt satt gegessen hatten, fielen wir todmüde ins Bett und schliefen, bis man uns am nächsten Morgen wecken musste. Es waren wunderbare Tage für uns.

Langsam wurde es aber Zeit, an den Heimweg zu denken, denn zu Hause wusste man ja nicht einmal, dass wir angekommen waren; ein Telefon hatten wir zu der Zeit noch nicht. Der Tag der Abreise kam, und wir waren fast beschämt, als uns die Bäuerin morgens unsere beiden Rucksäcke und auch die Brotbeutel so gefüllt hatte, dass sie schon schwer zu tragen waren. Mit einem herzlichen Dankeschön, rundherum satt gegessen und noch reichlich mit Reiseproviant versorgt, verabschiedeten wir uns von allen, und die Freude war groß, als man uns einlud, doch bald wiederzukommen.

Dann zogen wir los. Unser Heimweg ließ sich zunächst gut an. Ein Freund der Bauernfamilie, dessen größter Stolz ein altes Wehrmachtsfahrzeug war, nahm uns mit bis an den Stadtrand von Münster. Wenn der Weg nicht so weit gewesen wäre, hätten wir wahrscheinlich unseren Füßen mehr Vertrauen geschenkt, als diesem ächzenden, knallenden, puffenden und auch noch stinkenden Gefährt. Aber besser schlecht gefahren als gut gelaufen, sagten wir uns, hatten aber Verständnis dafür, dass unser Gönner mit diesem Vehikel nicht weiter als nur bis zum Stadtrand fahren wollte. Abgesehen von technischen Bedenken wäre es auch viel zu gefährlich gewesen, weil zivil zugelassene Fahrzeuge von der MP (Military-Police) immer besonders gründlich kontrolliert wurden.

Der Abschied von unserem Wohltäter war sehr herzlich, und dankbar versprachen wir, für ihn noch ein Vater Unser zu beten, damit ihm auf seinem Heimweg keine Panne passieren und das für uns verfahrenere Benzin auf „wundersame Weise“ wieder in seinen Tank fließen möge. Wir hätten gleich für uns eins mitbeten sollen, denn es dauerte nicht lange, bis uns der erste Schreck in die Glieder fuhr. Die Gegend, in der wir uns befanden, war völlig zerstört, und Häuserruinen und Bombentrichter wechselten einander ab. Plötzlich hörten wir hinter uns ein sich näherndes Motorengeräusch. Wir drehten uns um und sahen eine MP-Streife in einem Jeep genau auf uns zufahren.

Als hätten wir es vorher verabredet, warfen wir uns auf den Boden und rutschten über einen Bombentrichterrand so tief herunter, dass wir beinahe bis zum Bauch in schlammigem Wasser standen.

Die vollen Rucksäcke und Brotbeutel hatten wohl noch das Ihre dazu getan, dass es so schnell abwärts ging. Den Schlamm hatten wir gar nicht gesehen. Regungslos lauschten wir dem näher kommenden Motorengeräusch. Haften sie uns gesehen oder nicht? Das war in diesem Moment unsere einzige Sorge. Sie hatten nicht. Uns aber wurde auf einmal bewusst, in was wir da „hineingerutscht“ waren. Wir sahen aus, wie Ferkel in der Suhlgrube, aber trotz unserer misslichen Lage, haben wir erstmal herzlich gelacht. Unsere Hamstersäcke waren zum Glück kaum nass geworden, und wir brachten sie sofort unterhalb vom Kraterrand in Sicherheit. Dann zogen wir kurzerhand unsere Kleider aus, damit sie in der Sonne trocknen konnten. Zum Umziehen haften wir nichts dabei, aber es war sehr heiß, und das Trocknen konnte nicht allzulange dauern.

Ab und zu steckten wir die Köpfe vorsichtig über den Trichterrand, aber in dieser Gegend bewegte sich nichts, nicht mal eine streunende Katze. Die MP-Streife war die einzige Ausnahme. Uns war das gerade recht, und sobald die Kleider trocken waren, kletterten wir aus dem Trichter heraus, schlugen sie tüchtig aus, wischten uns den Dreck, so gut es ging, von Armen und Beinen, aus Haaren und Gesicht, und marschierten los in Richtung Hauptbahnhof. Inzwischen war es dunkel geworden, und wir erreichten unser Ziel, ohne auch nur noch einem einzigen Militärfahrzeug begegnet zu sein.

Auf dem langen Fußmarsch zum Bahnhof entwickelten wir eine Verhaltenstrategie: Ab jetzt sollte immer einer, möglichst in einem Versteck, mit dem Gepäck warten, bis der andere die Lage ausgekundschaftet hatte. Als wir den Bahnhof erreicht haften, übernahm Elisabeth die „erste Wache“, und ich zog los, um in Erfahrung zu bringen, wann und ob überhaupt heute noch ein Zug fahren würde. Es fuhr keiner mehr, und wir mussten bis zum frühen Morgen in unserem Versteck, einem kaputten Häuschen auf dem Bahnsteig, warten. Zu essen und zu trinken haften wir ja genug.

Kaum war die Sonne aufgegangen, als die wartende Menge auf dem Bahnsteig unruhig wurde. Vorsichtig verließen wir beide unser Versteck und erfuhren, was wir schon vermutet haften - ein Zug sollte kommen. Solche Nachrichten verbreiteten sich wie ein Blitz durch Flüsterpropaganda. Es dauerte auch gar nicht lange, bis er einrollte. Es war wieder ein Güterzug, aber diesmal so voll, dass unsere Hoffnung, überhaupt mitfahren zu können, zerschmolz, wie Butter in der Sonne. Wir hatten wieder Glück. Aus dem Waggon, der direkt vor uns hielt, stiegen einige Leute aus. Sofort zog ich mich am Haltegriff der Waggontür hoch und kletterte in den Wagen. Elisabeth reichte mir das Gepäck an und schaffte es gerade noch, selbst hochzuklettern, ehe der Zug wieder anfuhr.

Die Vorstellung, dass wir hier getrennt worden wären, machte uns noch im Nachhinein zu schaffen. Ich hatte zwar die Hamstertaschen, aber Elisabeth Fahrkarten und Papiere. In dieser Situation mit dem Gepäck, und dazu auch noch ohne Papiere in eine Kontrolle zu geraten, hätte sicher schlimme Folgen gehabt. Wir standen, wie die Sardinen in der Büchse eingepfercht, und selbst, wenn der Zug eine Vollbremsung hätte machen müssen, wäre niemand umgefallen. Aus Gründen, die wir uns nicht erklären konnten, blieb er immer wieder stehen, um dann, oft erst nach langen Pausen, weiterzufahren.

Nach einer Weile fiel uns auf, dass es in einer Ecke des Wagens unruhig wurde. Wir glaubten zu erkennen, dass die Menschen, die dort standen versuchten, ihre Füße vor- und rückwärts zu bewegen. Das klang aber nicht wie Scharren sondern eher glitschig. Wir konnten uns das nicht erklären. Langsam aber breitete sich diese Unruhe über den ganzen Waggon aus. Ein immer stärker werdender süßlicher Geruch lag in der Luft, und es dauerte nicht mehr lange, bis auch wir etwas Glitschiges unter unseren Füßen spürten. Sofort dachten wir an die beiden Rucksäcke, die zwischen uns auf dem Boden lagen. An bücken war in dieser „Sardinenbüchse“ nicht zu denken, und so blieb uns nur die Hoffnung, dass es wieder einmal gut gehen würde.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich uns. Wir hatten keinen richtigen Halt mehr und hätten doch nicht umfallen können. Dabei war es totenstill, keiner sagte ein Wort. Es war, als hinge ein unausgesprochener Verdacht in der Luft, dass nur jemand von uns für diese undefinierbare Situation verantwortlich sein konnte. Endlich hielt der Zug in einem kleinen Bahnhof. Die Waggontüren wurden geöffnet, und die Menschen, die hinten standen und aussteigen wollten, versuchten, zur Tür zu kommen. Im Waggon schienen sie sich mehr schlüpfend vorwärts zu bewegen, denn ihre Füße bekamen sie nur noch schwer vom Boden hoch.

Als sie dann endlich die Tür erreicht hatten und auf den Bahnsteig sprangen - einige fielen sogar dabei - sahen wir, dass sie total vermatschte Schuhe an hatten, und auch ihre langen Hosen und nackten Beine bis fast zu den Knien mit einem bräunlichen Glitsch verschmiert waren. Auf dem Bahnsteig kamen sie kaum vorwärts und zogen mysteriöse Fäden hinter sich her. Die Schlüfspuren, die sie im Wagen hinterließen, hatten kleinen Rinnsalen dieser zähflüssigen Masse den Weg gebahnt, die nun langsam auf den Bahnsteig tropfte. Niemand stieg mehr bei uns ein. Noch ehe die Türe wieder geschlossen wurde, entdeckten wir in der hinteren Ecke des Waggons, in der die Unruhe begonnen hatte, einen umgekippten Eimer, auf dem in großen Buchstaben „RÜBENKRAUT“ geschrieben stand, aber der Deckel fehlte.

Und so sehr sich der Besitzer, wenn er überhaupt noch da war, auch gefreut haben mochte, als er ihn auf seiner Hamstertour bekam, so wenig hätte er sich hier wohl zu erkennen gegeben. Wozu auch? Jetzt war der Eimer leer, und es hatte ohnehin niemand gesehen, wer mit ihm hereingekommen war.

Es waren auf dieser Station sehr viele Leute ausgestiegen, und wir bekamen in dem halbleeren Waggon ein Problem: Ja nicht hinfallen, aber wie festhalten? So gut es ging, versuchten wir es an Brettern und Eisenbeschlägen. Einige fielen aber doch auf den Boden. Sie taten uns wirklich leid, denn wo immer sie auch hinfassten, verteilten sie mehr Rübenkraut auf sich selbst und auch auf andere.

Es war schon später Vormittag, als der Zug endlich wieder hielt. Die Türen wurden geöffnet, und wir sahen, dass wir unseren Heimatbahnhof erreicht hatten. Wie wir dann endlich aussteigen konnten, wurde uns erst richtig klar, dass wir genau so verschmutzte Schuhe und Beine hatten wie unsere Leidensgenossen, und noch dazu die dreckigen Kleider. Dass wir selbst bis jetzt nicht einmal gewaschen

waren, spielte schon keine Rolle mehr, und auch nicht, dass die Leute auf dem Bahnsteig unseren seltsamen Schmierspuren und den merkwürdig glitzernden Fäden, die wir über den Bahnsteig zogen, misstrauische Blicke hinterherschickten. Die beiden Rucksäcke hatten verhältnismäßig wenig abbekommen und ihr kostbarer Inhalt war gar nicht betroffen.

Aber wir waren angekommen und konnten einfach nicht glauben, dass wir es ohne wirklich ernste Schwierigkeiten und mit vollen Taschen bis hierher geschafft hatten. Für den letzten Kilometer, der uns noch von Zuhause trennte, wollten wir auf keinen Fall mehr ein Risiko eingehen, denn auch hier gab es strenge Militärkontrollen. Diesmal blieb ich in einem schnell ausgeguckten Versteck auf dem Bahnhof, in dem wir uns zunächst, dank einer gefüllten Regenwassertonne, so gut es eben ging, vom Rübenkraut befreien. Elisabeth lief allein nach Hause.

Onkel Joseph war gerade zu Tisch gekommen. Es gelang ihm, unseren Nachbarn, der einen LKW besaß, zu überreden, uns vom Bahnhof abzuholen. Ein Stück Speck, mit dem wir uns später bedanken wollten, hat er nicht angenommen. Er transportierte nämlich täglich Fleisch- und Wurstwaren für die Besatzer. Onkel Joseph und Elisabeth kamen mit ihm zusammen, und holten mich ab. Wir luden das Gepäck ein, und quetschten uns zu viert in die Fahrerkabine. Kurz vor unserem Zuhause überholte uns noch eine MP-Streife. Blitzartig duckten wir drei uns, so dass nur noch der Fahrer zu sehen war. Der LKW hatte an Windschutzscheibe und Heckklappe einen so genannten „Passierschein“ und wurde nicht kontrolliert.

Wenige Minuten später trugen wir unsere Hamstertaschen die Treppe herauf, und fielen uns alle glücklich in die Arme. Eine abenteuerliche Reise war zu Ende.

Gudrun Gill